

geraden Taktarten, verhärtet den musikalischen Sound zur Ideologie, die es darauf anlegt, einem Zweckoptimismus, hier einem religiösen, wie einem Fetisch nachzujagen.

Die Grundgestimmtheit dieser Lieder ist »optimistisch«. Ohne inneren Tiefgang wirken sie auf die vordergründige Gefühlswelt. Das Ergebnis ist eine »verdünnte« Revolutionsmusik ohne eigentliche Zündkraft, aber voll Effekt, voll oberflächlicher Publikums-wirksamkeit. Der »Effekt« ist eigentlich jedoch ein Kennzeichen spätbürgerlicher Musik. Der sich hier als avantgardistisch gebärende »Sacro-Pop« ist das Produkt einer »dirigistischen Massenkultur«, die den billigen Geschmack eines anspruchslosen Konsumpublikums reproduziert.

Diese Musik ist von simpelster melodischer, harmonischer, metrischer und formaler Struktur und fügt den musikalischen Verlauf aus gleichsam störenden Synkopen zusammen, ohne daß je an der sturen Einheit des Grundrhythmus gerührt wird. Die primitiven Bewegungsimpulse erzeugen im Hörer zwar eine antreibende Wirkung. Monotone, ständige Wiederholung jedoch nivelliert das Bewußtsein und führt zur Verfassung. Letztlich handelt es sich um eine Musik, die vor allem in ihrem »Rhythmus« zur immer weiter fortschreitenden Liquidation der Person tendiert und das in einer Welt, die kraft der Zusammenballung stets größerer Machtkomplexe zur totalen Verwaltung übergeht. Damit pervertiert diese Musik zur Ideologie. Sie steuert, lenkt, filtert und kanalisiert einen zunächst richtungslosen Strom von Empfindungen. Sie engt ihn ein aus stereotypem Erlebnismuster. Die Folge ist ein Entmündigungsprozeß der meist passiven Hörer. Die Frage ist nur, wer bleibt hier auf der Strecke: der mündige Christ, die Botschaft Jesu, oder beide?

Hermann-Josef Burbach

GRÜSS GOTT! – ENTSCHULDIGEN SIE alle, daß ich Ihnen auf diese Weise schreibe. Es hat seinen guten Grund. Ich möchte ihnen möglichst bald Nachricht von mir und von Chili zukommen lassen. Meiner guten Freunde sind nicht wenige. Einige haben

mir schon geschrieben, und in ihren Briefen drücken sie große Sorgen aus. Man hört gerade jetzt so vieles über Chili . . . Mit diesem Brief möchte ich Ihnen unsere Situation etwas klarer machen.

Ich bin vor etwa drei Jahren nach Santiago umgezogen. Meine Arbeit sollte in der theologischen Fakultät der katholischen Universität geleistet werden. Mit großer Hoffnung bin ich angekommen, und alle diese Zeit habe ich richtig gelehrt und studiert. Im Laufe dieser Zeit habe ich bemerkt, daß das, was eine Nation groß macht, die tägliche Arbeit ist. In Chili gab es leider, und gibt es wahrscheinlich noch, viel Begeisterung, aber wenig Einsatz. Drei Jahre lang Aufenthalt in Santiago erlauben mir einige Meinungen zu äußern. Die Situation in Chili war zu gespannt. So konnte es unmöglich weitergehen. Die Träume waren zu süß, und alles war für eine zukünftige Zukunft gedacht und geplant. Um zu vermeiden, was gekommen ist, würde man ein übermenschliches Geschick brauchen. Die Ökonomie baut sich auf die Mathematik auf und nicht auf Versprechungen. Die Politik läßt sich auf die Dauer nicht mit großen und hohen Worten decken. Es gab einen unmöglichen Abgrund zwischen den gesagten Worten und den gemeinten Realitäten. Wir lebten in einer perfekten Schizophrenie.

Die Theologie, oder besser gesagt, ein Teil der Theologen haben diese Situation zu untermauern versucht. Nicht daß sie schlechte Absichten hatten, sondern daß sie zu blind und zu naiv waren. Schöne Blumen hat man hier ab und zu gesehen und bewundert. Aber sie sind auf einem ungesunden Boden gewachsen: auf dem Boden des Marxismus und seiner Problemstellung. Man kann nicht ohne Gefahr die marxistische Klassenkampftheorie akzeptieren, als ob sie eine unleugbare Realität wäre, und weiter studieren und lehren, als ob nichts geschehen könnte. Damit hat alles zu wackeln angefangen.

Die Einmischung der Ausländer in die innere Politik des Landes ist eine wichtige Seite unserer heutigen Geschichte. Jeder, der nach Chili kam, fühlte sich berechtigt, Ratschläge zu geben, Neuerungen anzuordnen,

neue Wege zu zeigen, Experimente zu probieren. Und das nicht nur in der Politik und Ökonomie, sondern in der Theologie und Pastoral. Einige ausländische Priester waren sehr beleidigt, weil ihre Theorien nicht sofort akzeptiert wurden. Sie hatten an guten europäischen Universitäten studiert, bei sehr bekannten und progressiven Professoren und wurden hier nicht sofort anerkannt!

Nun fangen wir fast von neuem an ohne Eindringlinge, die inzwischen alle rechtzeitig abgewandert sind. Sie kennen schon unsere Situation. Die große Freiheit, die wir früher genossen, ist wieder ein Ziel geworden. Man fürchtet, daß die Extremisten bald erscheinen werden. Die Soldaten sind nicht besonders durch ihre Zärtlichkeiten gekennzeichnet. Das kleine einfache Volk hat nur an Nüchternheit gewonnen. Womit kann man die Enttäuschung dieses meines Volkes beseitigen? Wieder einmal sind sie betrogen worden. Wie kann man in den Herzen der Armen wahre Hoffnung wachsen lassen? Ich bin sicher, daß die Priester nicht schuldlos an der Situation vorbeigehen können. Wir haben nicht genug zugehört und nicht energisch genug auf Gott und auf Christus hingewiesen. Viele Worte von Jeremias, Isaïas und vom Herrn treffen sehr auf uns zu. Schön ist aber doch zu wissen, daß die Menschen von Neuem anfangen können und daß Gott ein wartender Gott ist. Er wird uns die Kraft und die Freude für einen neuen Anfang geben. Daß wir nur nüchtern bleiben und näher zu Ihm rücken.

Am Schluß dieses Briefes möchte ich Sie um Ihr Gebet bitten. Beten Sie für Chili, für dieses einfache und freundliche Volk, für unsere chilenische Kirche, für die Toten. Beten Sie für mich. Ich bin auch ein Ausländer in Chili, obwohl ich manchmal denke, wer ist nicht ein Ausländer in dieser Welt? Lassen Sie uns alle gleichzeitig beten: »Dein Reich komme, Dein Wille geschehe.«

*Santiago de Chili, 1. 10. 1973*

Maximino Arias Reyero

bringen wird, weiß heute niemand zu sagen. Was das alte gebracht hat, ist dagegen bekannt. Da sein Ertrag alles andere als rühmlich ist und Folgen im neuen Jahr nicht ausbleiben werden, sind wir geneigt, wenig hoffnungsvoll in die Zukunft zu sehen.

Wir meinen das Feld der großen Politik. Wie der Friede aussieht, der 1973 Vietnam beschert wurde, wissen wir (nichts gegen diejenigen, die ihn zu stiften versuchten), wie der Krieg im Nahen Osten verlief, welche Folgen er hatte und hat: internationaler Handelskrieg, Erpressung, Mord, fortgesetzte Zersetzung von Rechten – auch das ist bekannt. Und auch deren Niederschlag auf die europäischen Institutionen etwa – nationale Egoismen machen sie zum Kartenhaus. Von den hoffnungslosen Querelen innerhalb der politischen Parteien fast aller europäischer Länder, sofern ihnen die Faust der Diktatur noch nicht im Nacken sitzt, zu schweigen.

Viel von alledem rührt her von der seit dem Zweiten Weltkrieg bestehenden Konfrontation zwischen Ost und West; mehr noch – dies wird immer deutlicher – von der immer schärfer sich herausbildenden Gegnerschaft zwischen Süden und Norden: Industrienationen und Ländern der Dritten Welt. Als Pius XII. seine Antrittszyklika »Summi Pontificatus« dem großen Thema der Einheit des Menschengeschlechtes widmete, als nach dem Zweiten Weltkrieg der Prozeß der Entkolonialisierung rasch fortschritt, neue Staaten gegründet wurden, die Vereinten Nationen Zentrum der Staatengemeinschaft zu werden schienen, ging eine neue Hoffnung durch die gequälten Völker der Erde. Wieviel heute von dieser Hoffnung geblieben ist, darüber brauchen wir kein Wort zu verlieren: Die Zeit und die Menschen sind aus den Fugen.

Warum? – Ist es nur Bosheit der Menschen, Eigennutz, Blindheit, oder sind wir noch nicht reif, mit dieser Welt im Umbruch fertig zu werden? Ulrich Scheuner und andere haben vor Jahren schon darauf hingewiesen, daß die politisch-ökonomisch zusammengewachsene Welt zugleich eine Welt stärkster ethischer und rechtlicher Konfron-